

mandelbaum *verlag*



Ulla Remmer

Das verlorene Vis-à-vis am Opernring

Eine Gesellschaftsgeschichte
des Heinrichshofs in Wien

mandelbaum *verlag*

GEDRUCKT MIT UNTERSTÜTZUNG VON



ZukunftsFonds
der Republik Österreich

ISBN 978-3-99136-094-0

© mandelbaum verlag eG, Wien 2025
office@mandelbaum.at
Wipplingerstr. 23, 1010 Wien
Alle Rechte vorbehalten

2. Auflage, 2026

Projektkoordination: KATHRIN WOHLMUTH-KONRAD
Lektorat: MONIKA HALBINGER
Satz: JAKOB MAYR
Cover: MICHAEL BAICULESCU und JAKOB MAYR
Druck: PRIMERATE, Budapest

Coverbild: Ausschnitt aus einer Werbeschrift der
Buchhandlung Franz Leo & Comp. (Carl Konegen)
mit einem Foto von Oscar Kramer

Inhalt

Vorwort	7
Danksagung	10
Vorausgeschickte Anmerkungen	12
 ERSTER TEIL: PALAST DES BÜRGERTUMS – VOM BEGINN DES GEBÄUDES BIS ZUM ENDE DER MONARCHIE	 15
<i>Eins</i>	16
1. Vom Glacis zur Ringstraßenzone	19
2. „Monstrehaus“ und Märchenschloss	27
3. Prachtwohnung oder Untermietzimmer – und wer zieht ein?	45
4. Weihnachtsbummel anno 1865	56
5. Der biedere alte Holl und der Traum vom Kaufhaus Österreich	72
6. Kindersegen, Totenlied	83
7. Preußen gegen Österreich auf der Ringstraße	95
8. Marie Kühnel und die Erste Handelsschule für Mädchen und Frauen	103
9. Das Dritte Deutsche Bundesschießen	112
10. „Wer den Heinrichshof in Händen hat, ist Herr von Wien“	125
11. Fortunas Kugel – Von Kaffeehäusern und einer Bierhalle	128
12. Der Turm der Sprachen – Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft	138
13. Wiener Felssturz – Der Börsenkrach	153
14. Geistige Werte – Die Buchhandlung Franz Leo & Comp. und der Verlag Carl Konegen	162
15. „Fürst im geistigen Reich der Töne“ – Anton Bruckner und sein Verleger Albert J. Gutmann	175
16. Der Schönheit verpflichtet – Vom Historismus zur Moderne	183

17. Mobilität und Mobilmachung	195
18. Patrioten	201
 ZWEITER TEIL: DER RISS IM TRAUMBOGEN – VOM BEGINN DER REPUBLIK BIS ZUM ENDE DES GEBÄUDES	 215
<i>Zwei</i>	216
19. „Im Herzen der Stadt“	221
20. „There was once a little girl who loved books“	237
21. Café des Lächelns – Die kleine Traumfabrik am Opernring	248
22. Älterer Bruder – jüngerer Bruder: Sigmund Adler und Victor Porges-Portheim	260
 <i>Drei</i>	 266
23. Älterer Bruder – Bundesbruder: Paul Kisch	272
24. Anschluss	286
25. Wer muss gehen?	303
26. Tür an Tür mit wem?	314
27. Zwei Familien versuchen zusammenzuhalten	330
 <i>Vier</i>	 342
28. Der Bombenangriff vom 12. März 1945	354
29. Eingemietet in Ruinen	371
30. Abbruch	384
 <i>Fünf</i>	 398
31. Verschwiegener Glanz	404
Literatur	413
Bildnachweise	433
Anmerkungen	436

Vorwort

Wenn mein Großvater in den ersten Märztagen des Jahres 1938 vor seinen Arbeitsplatz trat und nach rechts, vorbei an dem Opernbrunnen mit den Figuren „Trauer“, „Liebe“, „Rache“ und der „Loreley“, blickte, konnte er die vielen weißbestutzten Männer sehen, die sich vor dem Deutschen Reisebüro an der Ecke von Kärntner Straße und Mahlerstraße und dem dort ausgestellten Hitler-Bild sammelten. Wenn er sich aber nach links drehte und an dem auf der anderen Seite befindlichen Brunnen mit den Skulpturen „Musik“, „Tanz“, „Freude“ und „Leichtsinn“ vorbeisah, konnte er den Eingang des Hauses Operngasse 4 erkennen, wo die Bildhauerin Anna Mahler zu dieser Zeit ihre engen Bekannten in ihr Atelier versammelte, um über den Fortbestand Österreichs zu beraten. Wenn sich mein Großvater der vis-à-vis gelegenen Oper zuwendete, sah er vor sich im mittleren der Arkadenbögen, mit der Leier in der Hand stehend, die Göttin „Phantasie“.

Ob er, der seit über 40 Jahren hier arbeitete, an dieser Tatsache interessiert war, ist fraglich. Nach allem, was ich über ihn erfahren habe, war er kein fantasiebegabter Mensch. Er brauchte auch keine eigene Vorstellungskraft zu bemühen, denn zum einen lebte er sein Leben lang mit und von Büchern. Und zum anderen kamen die Geschichten von selbst zu ihm, hier an diesem zentralen Platz der Ringstraße, an dem sich die Welt traf, in jenem fabelhaften Gebäude „Heinrichshof“, das zwar offiziell „Heinrichhof“ hieß, aber zuallermeist mit Binnen-s ausgesprochen und geschrieben wurde. Schöne und schreckliche Geschichten hat mein Großvater Hans Remmer hier erlebt. Was hätte er sich vorstellen können an jenem fiktiven Märztag 1938? Vielleicht, dass er bald, im Alter von 61 Jahren, die Buchhandlung besitzen würde? Dass es mit den Geschäften zunächst wieder bergauf gehen würde? Hätte er sich auch vorstellen können, dass die schlimmsten Geschichten noch bevorstanden?

Als ich im Jahr 2017 anlässlich der 200-Jahr-Feier der Buchhandlung Leo begann, mich verstärkt mit ihrer Geschichte zu beschäftigen, kam ich an dem Thema „Heinrichshof“, dem jahrzehntelang der Firma quartiergebenden Gebäude, nicht vorbei. Das Haus und seine Lage prägten die Buchhandlung immens, jene Firma, die meine Großeltern im Jahr 1938 übernommen hatten – zu Recht übernommen hätten, wie es in der Familie hieß. Doch wie lässt sich heute an Informationen abseits der familiären Überlieferung oder des von meinem Vater bewahrten und zusammengetragenen Firmenarchivs herankommen? Der Text, den ich schließlich, neben einer weiteren Publikation in der Zeitschrift *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung*, schrieb, war für die Zeitung zu lang, als Buch aber zu kurz. So stand plötzlich der Heinrichshof vor mir, das „schönste Mietshaus Wiens“, als das er bis heute bekannt ist, das Haus, in dem man leben oder die eigenen Firmen etablieren wollte, das Haus, an das sich die, die ihn noch gesehen haben, mit Lächeln und Bedauern in der Stimme erinnern, während ich selbst beim Betrachten der Schwarz-weiß-Fotos nie so recht erkennen konnte, was an diesem burgartigen Kasten so faszinierend gewesen sein mochte.

Wenn ich zu Beginn der Recherche feststellen musste, dass es nur wenige Fotos vom Heinrichshof und damit dem Arbeitsplatz meines Großvaters gab, so wuch die Enttäuschung darüber bald dem spannenden Gedanken, anhand der unzähligen Bilder, die das Gegenüber der Oper oder die nahe Umgebung zeigen, durch seine Augen sehen zu können. Und es stellte sich heraus, dass der Heinrichshof nicht einfach als Kontext der Buchhandlungsgeschichte, sondern für sich als Ort der Menschen und ihrer Beschäftigungen, der Ideen, der Kunst, der Industrie, der Wirtschaft, und seine Geschichte als einer der vielen möglichen roten Fäden für die Geschichte Wiens und der Wiener Bevölkerung dargestellt werden müssten. Als das verlorene Vis-à-vis am Opernring, das gemeinsam mit der Oper und ihrem Umfeld der Ringstraßenzone ein einzigartiges urbanes Zentrum Wiens bildete.

Bei einer Aufgabe dieser Dimension ist Lückenhaftigkeit vorgezeichnet. Der Heinrichshof, dessen Räume im Lauf seiner Geschichte sogar als Schule, Bankgebäude, Kirchenraum und musi-

kalischer Kreativraum dienen, wurde nicht umsonst in seiner Frühzeit als „Monstrehaus“ bezeichnet. Noch immer sind viele Mietparteien nicht identifiziert. Insbesondere bei den Menschen, die in unselbstständiger Funktion im Heinrichshof lebten oder arbeiteten, also Geschäfts-, Gastronomie- und Hausangestellte, Köchinnen, Kutscher etc. ist die Quellenlage äußerst dürftig. Viele Menschen haben mir interessante Informationen gegeben, einige Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus erster Hand von ihren Erfahrungen mit dem Gebäude berichtet. Was Heinrichshof-relevante Bücher betrifft, so waren nicht nur meine vielen Gänge in die Österreichische Nationalbibliothek, sondern auch meine Arbeit als Buchhändlerin nützlich, denn immer wieder erscheinen Bücher, die für das Projekt auf die ein oder andere Weise relevant sind. Und heute wird der Heinrichshof wieder als spannender Schauplatz für Krimis und Romane entdeckt.

Danksagung

Viele Menschen haben mir wertvolle Hinweise gegeben und meinen Fragen Zeit und Expertise gewidmet, allen voran Richard Drasche-Wartinberg von der Inhaberfamilie des Heinrichshofs. Das lange Gespräch mit ihm am 25. Juli 2019 auf Schloss Ebreichsdorf behalte ich in dankbarer Erinnerung. Ebenso möchte ich unter anderem den folgenden Personen für Gespräche, Informationen oder Erinnerungen danken: Marie-Theres Arnbom, Andreas Barylli-Fayer, Beatrix Bastl, Wilhelm Bettelheim, Eva-Marie Csáky, Barbara Dingfield-Jahnel, Judith Eiblmayr, Alma Faltin, Matthias Fichtinger, Ralph Dieter Forst, Gregor Gatscher-Riedl, Georg Gausgusch, Caroline Gotschy, Murray G. Hall (†), Andrea Harrandt, Christl Heidler-Trebesiner, Jutta Henner, Andreas Herbst, Christian Höller, Thomas Hofmann, Otto Kapfinger, Heinz Körber, Veronica Kothbauer, Ulrike Kunz, Martin Kupf, Rudolf Leeb, Erhard Löcker, Florian Macke, Ewald Nowotny, Ulrich Pendl, Fritz Rubin-Bittmann, Herbert Rudolph, Barbara Sauer, Walter Schebesta, Kerstin Scherabon, Gudrun Schulze, Ursula Storch, Ruud K. Veen, Christa Volkmann, Rudolph J. Wojta, Irina Zuprova. Manche der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, mit denen ich Gespräche führte oder in schriftlichem Kontakt war, leben heute nicht mehr: Peter Backhausen, Walter Barylli, Ingrid Dorner, Gertrud Kunz, Hans Morgenstern, Alice Steppan, Lotte Tobisch, Francis Wahle. Viele interessante Gespräche ergaben sich spontan vor dem großen Bild des Heinrichshofs in unserer Firma, und viele unserer Kundinnen und Kunden haben mir durch Interesse und Zuspruch geholfen. Herzlich bedanken möchte ich mich auch bei Rikke Lyngsø Christensen und Steen Søndergaard Thomsen von der Dänischen Königlichen Bibliothek – Kunstbibliothek dafür, dass ich Theophil Hansens Planzeichnungen vom Heinrichshof anlässlich eines Kopenhagen-Aufenthalts im Sommer 2022 sehen durfte, obwohl der Leseraum in der betreffenden Woche für den Publikumsverkehr geschlossen war. Die Recherche im Literaturarchiv des Památ-

ník národního písemnictví in Prag wurde mit Hilfe von Tomáš Pavlíček und Iva Prokešová ermöglicht. Für die österreichischen Archive und Bibliotheken möchte ich exemplarisch Hubert Steiner vom Österreichischen Staatsarchiv nennen.

Kathrin Konrad vom Verlag Mandelbaum hat das Projekt jahrelang freundlich, kenntnisreich und geduldig begleitet. Der Gründer des Verlags, Michael Baiculescu hat mich seinerzeit darin bestärkt, mich mit dem Stoff an „ein richtiges Buch“ zu wagen. Von Monika Halbingers genauem und engagiertem Lektorat hat der Text sprachlich und inhaltlich profitiert. Der Zukunftsfonds der Republik Österreich und die Kulturabteilung der Stadt Wien – Magistratsabteilung 7 Wissenschaftsreferat haben das Projekt finanziell unterstützt. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Mein akademischer Lehrer Jochem Schindler, bei dem ich bis zu seinem frühen Tod 1994 vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft studiert habe, hat mir die Freude am wissenschaftlichen Arbeiten, Recherchieren und Aufdecken von Zusammenhängen vermittelt.

Ohne den Zuspruch, die Unterstützung und die Erinnerungen meiner Mutter Hanna Remmer und ohne die Erzählungen meines Vaters Klaus Remmer (1926–2013), der mein Interesse für Geschichte gefördert und der Familie schriftliche Memoiren hinterlassen hat, hätte das Buch nicht geschrieben werden können. Dass ich immer wieder aus der gegenwärtigen Wirtschaftswelt unserer Firma in die vergangene des Heinrichshofs abtauchen konnte, war nur mit der großen Hilfe und Geduld meiner Schwester Susanne Remmer und dem guten Einsatz unseres Teams möglich. Mein Mann Martin Joachim Kümmel hat mich bei der gesamten Dauer des Projekts begleitet, ist mit mir zu inländischen und ausländischen Archiven und Schauplätzen gefahren und hat meinen Überlegungen zugehört und mir seine verlässliche Hilfe bei der Einordnung vieler Fakten und Fragen gegeben. Ich danke euch, und allen, die nicht genannt wurden.

Vorausgeschickte Anmerkungen

1862, als der Heinrichshof vor seiner Vollendung stand, wurden in Wien die alten Konskriptionsnummern abgeschafft und durch das von Michael Winkler entwickelte und bis heute gültige System der Hausnummerierung ersetzt. Als Hilfe während der Umstellungsphase wurden in Winklers 1862/63 publiziertem „*Orientierungs-Plan der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien*“ die alten und neuen Adressbezeichnungen einander gegenübergestellt und eine Übersicht über die neuen, erst teilweise besiedelten Straßenzüge der Glacis-Verbauung gegeben. In diesem frühen Verzeichnis erhielt auf den Seiten 104 und 165 zunächst die gesamte Vorderfassade des Heinrichshofs mit ihren drei Eingängen die Adresse Opernring 1, und die gesamte Hinterseite die Adresse Elisabethstraße 2. Unmittelbar danach jedoch wurden die sechs Wohnadressen (Opernring 1, 3 und 5 für die Vorderseite, sowie Elisabethstraße 2, 4 und 6 auf der Rückseite) festgelegt.

Die Schmalseiten in der Operngasse und äußeren Kärntner Straße hatten keinen eigenen Hauseingang; die von der Gasse aus zugänglichen Geschäftslokale erhielten je nachdem die Adressen Operngasse 3 oder Kärntner Straße 46 (zweitere wurde um das Jahr 1900 auf Kärntner Straße 42 umnummeriert). Oft wurde zur Adresse die Bezeichnung „Heinrichshof“ hinzugefügt, manchmal sogar auch bloß „Heinrichshof“ in Kombination mit der jeweiligen Hausnummer geschrieben. So bewarb die Firma Backhausen im Frühjahr 1865 ihre „*neueröffnete Fabriks-Niederlage*“ an der Adresse „*Opernring, Heinrichshof Nr. 1, Eck der Kärntnerstraße*“. Der Komponist Anton Bruckner, wohnhaft von 1876 bis 1877 im Dachgeschoss, nannte brieflich seine Absendeadresse auch einmal „*Heinrichshof 3*“. Und der Sitz der berühmten Porzellanhandlung von Ernst Wahlliss wurde auch als „*Stadt, Heinrichshof 46*“ (für Kärntner Straße 46) angeführt.

Das 1859 erstmals und 1942 letztmals erschienene Wiener Adressbuch *Lehmann* („*Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adressbuch der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und Umgebung*“) nennt den Heinrichshof erstmals in der Ausgabe von 1864, und auch hier wurde (wenn auch nur im Teil des Häuserverzeichnisses auf Seite 7) der Winklersche Anfangsfehler der Hausnummerierungen von Opernring und Elisabethstraße übernommen. Der *Lehmann*, dieser Vorläufer des Telefonbuchs, kam jährlich aktualisiert heraus und bildete mit wenigen Ausnahmen die Mietverhältnisse des jeweiligen Vorjahrs ab. Mit seinen Namen-, Straßen-, Häuser-, Firmen-, Branchen-, Behördenverzeichnissen bietet er Einblicke in das gesellschaftliche, wirtschaftliche und verwaltende Leben Wiens. Anhand seiner lassen sich heute die Mietparteien des Heinrichshofs zum großen Teil identifizieren, doch wurden in der Regel nur die – meist männlichen – Haushaltsvorstände genannt. Unerwähnt bleiben im *Lehmann* zumeist Ehefrauen und Dienstboten.

Die Namen der meisten hier genannten Mietparteien wurden aus dem *Lehmann* bezogen. Dieser ist im Folgenden auch mit L plus Jahreszahl der jeweiligen Ausgabe abgekürzt. Die Abkürzungen der einzelnen Unterverzeichnisse lauten: NVz Namenverzeichnis; BrVz Branchenverzeichnis, pFa bzw. pFVz Firmenverzeichnis.

Für die Jahrgänge 1862, 1863, 1866 und 1869 erschien keine *Lehmann*-Ausgabe. So bleibt unklar, ob bereits 1862 einige Menschen im noch unfertigen Heinrichshof lebten. Auch weist der *Lehmann* immer wieder Fehler oder Auslassungen auf, wie zum Beispiel im Fall des Kaufmanns und Bankiers Ludwig Wollheim. Dieser ist mit seiner Firma Wollheim & Weisweiller erst ab dem *Lehmann* 1867 im Heinrichshof verzeichnet, hat aber mit seiner Familie bereits im Frühjahr 1865 im Heinrichshof gelebt, wie aus der Geburts- und Sterbeanzeige seiner Tochter in der Zeitung *Die Neuzeit* vom 7. April 1865 (S. 10–11 [166–167]) hervorgeht. Manche Menschen verhinderten auch ihre Eintragung in den *Lehmann*.

Viele Informationen zu den einzelnen Mietparteien fanden sich über die Suchplattform der Österreichischen Nationalbibliothek ANNO (Austrian Newspapers Online; <https://anno.onb.ac.at/>). Die Namen und Daten der jeweiligen Zeitungsartikel und ihre Seiten-

zahlen wurden hier von ANNO übernommen. In manchen Fällen – etwa, wenn eine Zeitungsnummer verschiedene Teile mit neu beginnenden Seitennummerierungen hatte – stimmen die in ANNO gegebenen Seitenzahlen nicht mit den tatsächlich gedruckten überein. In diesem Fall wurde, sofern bemerkt, die gedruckte Seitenzahl in eckigen Klammern ergänzt.

Weitere hier verwendete Abkürzungen:

WstLA Wiener Stadt- und Landesarchiv

ÖStA Österreichisches Staatsarchiv

DÖW Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes

ERSTER TEIL

Palast des Bürgertums – Vom Beginn
des Gebäudes bis zum Ende der
Monarchie

Eins

Besuch war angekündigt und meine Schwester und ich sollten dabei sein. Die Leute hießen Kafka. Kaf-ka. Der Name mit seinem Echoklang gefiel mir. Ihnen habe unsere Buchhandlung früher einmal gehört, erzählten die Eltern weiter, für mich kindgerecht vereinfacht. Ein älteres Ehepaar erschien an diesem Nachmittag im Geschäft, wo mein Vater täglich am Ladentisch stand, und ich, als jüngere Tochter des Lesens noch nicht kundig und froh über jede Abwechslung, beobachtete sie. Die Dame lächelte mich freundlich an und versuchte mit mir ein Als-ob-Spiel: Der dunkelbraune Aschenbecher auf dem Tischchen (ja, damals standen in Geschäften meist Aschenbecher herum) sei doch wohl Schokolade. Doch das Spiel scheiterte an meiner Schüchternheit und meinem Realitätssinn.

Meine Eltern und die Kafkas gingen die Treppe hinauf auf den Balkon und tranken gemeinsam Kaffee. Es war das erste Mal, dass ich in unserer Buchhandlung Vertriebene sah und es sollten noch viele kommen, Vertriebene und Menschen, die überlebt hatten, auf Wien-Besuch. Da war Frank Goodman, der jeden Sommer in Wien verbrachte, das er als Franzi Guttman hatte verlassen müssen, bis er die weite Reise aus Melbourne nicht mehr schaffte, doch weiterhin seine Briefe und Bestellungen in einem wunderbaren humorvollen Deutsch schrieb. Da kamen Menschen und betrachteten mit einem eigenen Gesichtsausdruck die Zeitgeschichte-Regale. Menschen, die mit ihrem eigenen Deutsch oder ihrem eigenen Englisch zu reden begannen. „Ich war als Kind in Stutthof, in Bergen-Belsen.“ „Wissen Sie – damals 1938 in Wien, die Frauen waren die schlimmsten ...“ Da war jener Mann, der mit dem Reden begann und es plötzlich sehr eilig hatte und dessen Blick sich auf unwahrscheinliche Weise veränderte, als er hörte: Müssen Sie schon gehen, bleiben Sie doch ein bisschen. Der versprach, im nächsten Jahr wiederzukommen, was er auch tat. Was meine Eltern mit dem Ehepaar Kafka redeten, weiß ich nicht. Im Nachhinein betrachtet, begann mit diesem Besuch in den frühen 1970er Jahren mein geschichtliches Bewusstsein.

Einige Jahre später bekam ich eine richtige Geschichtsstunde. Meine Großmutter schnappte mich auf der Holzveranda unserer Badehütte an der Donau und erzählte mir in aller Ausführlichkeit die Geschichte vom Kampf der Familie gegen den Abbruch des im Krieg beschädigten Heinrichshofs, jenes nach seinem Erbauer, dem Ziegelbaron Heinrich Drasche, benannten und von Theophil Hansen geplanten, am Opernring vis-à-vis der Wiener Staatsoper gelegenen Prachtbaus. Für fast siebenzig Jahre war er der noble Quartiergeber der prominenten, zeitweise als k. u. k. Hofbuchhandlung geführten Firma Franz Leo & Comp. gewesen. Der Opernring lag schräg gegenüber der „Sirk-Ecke“ und dem Korso von Wien, wo flaniert und defiliert wurde. Beim Bombenangriff vom 12. März 1945, als in nächster Nähe die Oper brannte und der Philipphof Hunderte Menschen unter sich begrub, da krachte es auch im westlichen und hinteren Teil des Heinrichshofs, derweil – ein Bild der Familienüberlieferung – im Keller die Großeltern zwischen Büchern saßen, jenen Büchern, die noch vorhanden waren und die trotz totalem Krieg und Nazi-Zensur noch gedruckt werden durften. Einige Zeit lang wurde vom Wiederaufbau des Heinrichshofs gesprochen. Doch 1954 hatte Wien eine sauber aufgeräumte Baulücke mehr, in allerbesten Lage.

Aber an jenem Sommertag erzählte die Großmutter nichts von Bomben, Angst und Schrecken, nichts von Vertreibung und Tod, und auch nichts von der Übernahme der Buchhandlung, sondern davon, wie man sich seinerzeit nach dem Krieg gegen den Abbruch gewehrt hatte, sich die Mieter anfangs zusammengetan hätten und dann einer nach dem anderen ausgezogen sei, bis allein die Buchhandlung Leo noch ausharrte. Man wollte die Geschichte beeinflussen und nahm „den besten Rechtsanwalt“. Meine Großmutter war eine gute Erzählerin und sie war auch gut darin, Dinge zuzuspitzen und damit dramatischer zu machen, wenn nicht gar dazuzuerfinden. Die Buchhandlung war bei Weitem nicht die letzte Mietpartei gewesen, so stellte ich viel später fest, aber vielleicht hatte die Großmutter ja auch nur die Gewerbetreibenden gemeint. Und selbstverständlich hatte sich die Firma nicht gegen den Abbruch, sondern nur gegen ihren Hinauswurf zu wehren versucht. Von all den Schilderungen, die ich als Volksschülerin nur halb verstand, ist mir vor allem jene Szene in Erinnerung geblieben, in der der Anwalt mit ihr in ein Kellerarchiv hinabgestiegen

war, um in dessen Regaltiefen ein Dokument, ein ungemein wichtiges, zu suchen, und als dieses endlich gefunden war, da habe der honorige Herr Doktor angefangen herumzutanzten und zu rufen, jetzt sei der Prozess gewonnen. Heute lässt mich diese Erinnerung an Tolkiens süchtigen Smeagol denken, der mit dem kaum gewonnenen Ring der Macht am Kraterrand des Schicksalsbergs triumphiert, um dann in den Abgrund zu stürzen.

In den Abgrund stürzte jedenfalls der Gerichtsprozess, denn nicht einmal dieses ominöse Dokument vermochte den Fall zugunsten der Familie Remmer zu entscheiden. Schluss, aus, das Gericht befahl die Delogierung. Die Familie räumte das Feld, machte die Regale zu Brennholz und gab die großen Glasscheiben in Hoffnung auf bessere Zeiten dem Glaser zur Aufbewahrung. Man ging nach Hause, Kaffee trinken. Großvater, der 53 Jahre lang im Heinrichshof Bücher verkauft hatte, betrat in den zwölf Jahren, die ihm noch zu leben blieben, den Schauplatz nicht mehr. Er hatte darauf bestanden, als letzter allein nach Hause zu gehen, wo ihn seine Frau sehr erleichtert empfing.

Und heute? Keine Spur von Verbitterung, die alte Pracht will keiner mehr zurück. Die Geschichte der Delogierung wurde erzählt und erfolgreich bewältigt. Andere Dinge lasten schwerer. Was hat uns Großmutter nicht erzählt aus den Jahren und Jahrzehnten davor, seit die Buchhandlung und meine Familie begannen, sich miteinander zu verweben, seit dem 1. April 1897, als mein Großvater Hans Remmer 21-jährig seinen Fuß zum ersten Mal in dieses Geschäft setzte? Und was war an diesem Haus „Heinrichshof“ so besonders, dass ich heute noch die Verklärung in der Stimme meiner Großmutter höre, wenn sie das Wort aussprach?

I. Vom Glacis zur Ringstraßenzone

Wirf noch einen Blick weiter hinaus über die Grenzen der eigentlichen Stadt – siehe, dort ist ein seltsamer Garten, in den du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der Tat ein anmutiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, nach allen Richtungen von Alleen durchschnitten, ein wohlthätig Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gerne und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuatmen. (Adalbert Stifter: Vom Sankt-Stephansturm)¹

Vor den alten Befestigungsanlagen der Stadt erstreckte sich das von jeglichen festen Bauten freizuhaltende Gelände, genannt Glacis. Seine ursprüngliche Funktion, Angreifern Deckung und Sichtschutz zu verwehren, hatte es durch die moderne Art der Kriegsführung verloren, nun diente das Glacis als Erholungsgebiet für Jung und Alt. Als Zugeständnis an diese sekundäre Nutzung gab es Holzbuden, wo Kaffee, Limonaden und andere Erfrischungen verkauft wurden. „Seit die Festung durch Aufhören der Türkengefahr und durch Anwachsen der Stadt zu einer Weltstadt ihre größte Bedeutung verloren hat,“ so schrieb Adalbert Stifter, „ist der Platz als Erinnerung geblieben, verwandelt sich immer mehr in einen Garten und führt der Stadt einen Strom erneuerter, frischer Luft zu. Wenn man ihn überschritten hat, gelangt man zu einem der Tore der eigentlichen Stadt und durch dieses in sie selber.“²

Im Süden der Altstadt waren es die beiden Kärntnertore, die den starken Personen- und Warenverkehr durch die Stadtmauer mittels eines Einbahnsystems kanalisiert. Auf dem Weg dorthin musste zuvor am Areal des Glacis der Wienfluss überschritten werden, was mittels jener mehrbogigen Steinbrücke geschah, die nach der Frau des Kaisers Elisabethbrücke hieß. Dann erreichten die Reisenden die beiden Stadtmauertore wiederum über einen längeren Steg, der den Stadtwallgraben überbrückte. Hier, in diesem

südlichen Teil des Glacis, stieß der Wienfluss, der aus den Bergen des Wienerwaldes von Westen her zufloss, auf die Altstadt und begann deren Umrundung, um nach einigen Kilometern in nordöstlicher Richtung im Donaukanal-Arm der Donau aufzugehen. Das noch nicht überwölbte Bett des Wienflusses bildete eine Auenlandschaft mit Wasserpflanzen, Vögeln und Insekten. Wenn es nicht gerade Hochwasser gab, floss der Bach träge dahin und war durch Abwässer von den Vorstädten stromaufwärts belastet.

Ein Stück weiter westlich wurde die unbebaute Zone um Alt-Wien militärisch genutzt: Der Paradeplatz präsentierte sich je nach Jahreszeit und Wetter als schlammiger Morast oder Staubwüste. Militär war ständig präsent. Militär hielt die Monarchie mit ihren vielen Ethnien, darunter slawische Völker, Ungarn und italienische Minderheiten, zusammen.

Doch 1848 hatte es in Wien eine Revolution gegeben. Auf dem Glacis und im Stadtwallgraben lagen Leichen, von denen noch 62 Jahre später bei Bauarbeiten Überreste gefunden wurden.³ Eines Tages im Winter vor den Kämpfen, so schreibt die Schriftstellerin Helene Scheu-Riesz in ihrem Revolutionsroman aus dem Jahr 1918, *„war frühmorgens am neuen Kärntnertor ein Zettel angeschlagen gewesen, auf welchem in großen Buchstaben gedruckt stand: ‚In einem Monat wird der Fürst Metternich gestürzt sein. Es lebe das konstitutionelle Oesterreich!‘“*⁴ Im März hatte dies eine vereinte Macht aus Studenten und Männern und Frauen aus Bürgertum, Handwerk, Gewerbe und Arbeiterschaft verwirklicht und den Kanzler vertrieben, der nicht nur für seinen enormen Einfluss bei der Neuordnung Europas nach dem Sieg über Napoleon, sondern auch für Polizeigewalt, Spitzelwesen und die Repression politischer Bewegungen in den Jahrzehnten danach bekannt war. Der damalige Kaiser Ferdinand – auch er war für eine gewisse Dauer aus der Stadt geflohen – musste Zugeständnisse machen. Eine kurze Zeit lang war die Zensur abgeschafft, die seit jeher zu Razzien in Buchhandlungen und Druckereien geführt hatte.

Im Herbst kam es zu erneuten Kämpfen. Im Oktober gewann das habsburgische Kaiserhaus mit Hilfe des kroatischen Feldmarschall-Leutnant Joseph Jelačić und seiner Truppen die Obermacht wieder. Die geflüchtete kaiserliche Familie kehrte 1849 nach Wien

zurück, und der achtzehnjährige Neffe Kaiser Ferdinands wurde unter dem Namen Franz Joseph I. als neuer absolutistischer Herrscher installiert. Die liberalen Zugeständnisse wurden zurückgenommen, die Zensur wieder eingeführt, die Aufständischen in den Kerker gesteckt und manche Anführer hingerichtet. In den Kaffeehäusern wurde nicht mehr laut über die freie Republik diskutiert, und die Buchhändler mussten verbotene Werke fortan wieder unter Verschluss halten. Erst nach dem verlorenen Krieg gegen Piemont-Sardinien und Frankreich 1859 war Franz Joseph gezwungenermaßen zu neuerlichen liberalen Konzessionen bereit. Schritt für Schritt und über Jahrzehnte hin würden die bürgerlichen Rechte wieder erweitert werden. Die Stadt Wien aber sollte zur Metropole, zu einem international bedeutenden Zentrum der Künste und Industrie, ausgebaut werden. Dafür brauchte es Raum für breite Alleen und einen Boulevard nach dem Vorbild von Paris, dafür brauchte es Platz für Gebäude und große, prunkvolle Monumente.

Adalbert Stifters gemütvolle Beschreibung des Glacis von 1858/59 ist von sentimentalem Geist durchsetzt, denn das Erholungsgebiet vor den Stadttoren war bereits zum Untergang bestimmt.⁵ Die alten Befestigungsanlagen waren der Schlagkraft eines modernen Heers schon längst nicht mehr gewachsen, bei der Revolution waren die Bollwerke sogar von den Aufständischen zu ihren eigenen Zwecken genutzt worden. Kasernen und militärische Depots der wachsenden Stadt sollten sich nun zunehmend aus dem Zentrum in die äußeren Quartiere verlagern. In einem Handschreiben zum Jahresende 1857 dekretierte Kaiser Franz Joseph, dass die alten Befestigungsanlagen geschleift, der Stadtgraben eingeebnet und an deren Stelle und auf den Gründen des Glacis eine ringförmige Prachtstraße und ein neues Stadtgebiet darum entstehen würde. Von der früheren Glacis-Zone um die beiden Kärntnertore sollte einzig das Areal um die barocke Karlskirche und die erst vor wenigen Jahren neugebaute Elisabethbrücke bestehen bleiben, ansonsten würden nur wenige, schön gestaltete Plätze sowie die größere Zone des künftigen Stadtparks entlang des östlichen Unterlaufs des Wienflusses unbebaut bleiben. Der größte Teil der neu geschaffenen Straßenzüge am ehemaligen Glacis würde gemeinsam mit dem bisherigen ummauerten Alt-Wien künftig die Verwaltungseinheit des ersten

Bezirks, der „Inneren Stadt“ (oder einfach nur „Stadt“ genannt), bilden. Jene Prachtstraße aber, an der Gebäude der öffentlichen Hand wie auch private Wohnbauten zu liegen kommen sollten, würde über 5,3 Kilometer lang wie ein Halbring oder Bogen um Alt-Wien liegen, am Donaukanal beginnend und endend.

Mit diesem Plan würde das alte Wien über die neue Ringstraße hinaus mit den Vorstädten, nunmehr „Innenbezirke“ genannt, verbunden werden. „Stadt“ und „Vorstädte“, denen durch die Befestigungsanlagen und das Glacis eine Barriere gesetzt gewesen war, würden nun miteinander verwachsen. Damit würden aber auch die Standesunterschiede aufgeweicht werden. Neues Geld begann in die Innenstadt zu fließen, in der seit jeher der Adel daheim war. Künftig würden hier auch nicht adelige Vermögende, die durch die Industrialisierung und durch Börsengänge reich geworden waren, große Häuser bauen und ihre Adressen mit „Wien I.“ schmücken.

Zwischen 1858 und 1861 wurden die alten Anlagen demoliert, und schon früh ging es an die südliche Stadtausfahrt: *„Von bedeutenderem Umfange und mit größeren Schwierigkeiten in Bezug auf die Lebhaftigkeit der Passage verbunden,“* so hieß es rückblickend im Kalendarium des städtischen Jahrbuchs 1863, *„war die Demolierung des alten Kärnthnerthores sammt der zu beiden Seiten des Einganges gelegenen Bastei, womit im October 1858 begonnen wurde. Hier wurde die erste bedeutende Aufdämmung vorgenommen und eine ganze neue Fahrbahn hergestellt. Während eines Zeitraumes von sechs Monaten waren daselbst mehr als 600 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt, nicht nur bei Tag, sondern selbst zur Nachtzeit bei helleuchtendem Fackelschein, und ein bedeutendes Quantum Erde mußte zur Herstellung des neuen Verbindungsdammes herbeigeschafft werden. Zu Ende Mai des Jahres 1859 war das alte Kärnthnerthor, welches in architektonischer Hinsicht das schönste unter den alten Stadtthoren gewesen ist, verschwunden, die hölzerne Brücke abgebrochen und die neue von der Kärnthnerthorstraße gegen die Elisabethbrücke zu führende Fahrbahn dem Verkehr übergeben.“*⁶ Bei jener „Fahrbahn“ freilich handelte es sich um die Verlängerung der Kärntner Straße, einer der wichtigsten Handelsstraßen aus alter Zeit, die vom Stephansdom Richtung Süden führte. Diese Verlängerung wurde nun zur breiten „äußeren“ Kärntner Straße, wie sie inoffiziell genannt wurde.

Für die Anrainer der Befestigungsanlagen waren es fraglos Jahre der Verwüstung, geprägt von Baugruben, Gerüsten, Sprengungen, Ziegelbruch, Staub, Gestank und Lärm. Passanten und Wagen überquerten die Schuttlandschaft über Hilfsstege und aufgeschüttete Dämme. Vorbei war es mit den Spaziergängen am Grüngürtel: „*Der immer empfindlichere Mangel an Erholungsplätzen*“ wurde beklagt, „*die verlorenen Alleen und Wiesenplätze*“ wurden vermisst, besonders im heißen Sommer 1864.

*„Massen von aufgewühltem Staub verdichteten die Atmosphäre selbst an windstillen Tagen und aus der Wüstenei des Stadterweiterungsrayons ragte der fertige Theil des Stadtparkes wie eine grüne erquickende Oase empor. [...] Wer nur immer konnte, flüchtete sich aus den nächstgelegenen Theilen der Stadt in diesen freundlichen erquickenden Ruhepunkt.“*⁷

In einer Zeit, als Hochwässer in der Vorstadt immer wieder Seuchenausbrüche verursachten und sich die verschlungenen Arme der noch unregulierten Donau im Norden Wiens immer wieder neu formierten, wuchsen auf den ehemaligen Glacisgründen in raschem Tempo und unter harten und gefährlichen Arbeitsbedingungen die Ziegelpaläste empor. An den Baustellen waren unter anderem Facharbeiter aus dem Friaul, aber auch aus Böhmen und Mähren beschäftigt. Viele Frauen arbeiteten beim Abbruch der alten Basteien mit, rührten Mörtel für die Neubauten an und schleppten Ziegel und Mörtel „*wie Lastthiere am Bau der 4 bis 5 Stock hohen Häuser*“ auf die Gerüste hinauf.⁸

Die ersten Neubauten entstanden wiederum im Gebiet vor dem ehemaligen Kärntnertor: an der späteren Elisabethstraße, der äußeren Kärntner Straße und an der projektierten südlichen Gerade der Ringstraße, die abschnittsweise „Kärntnerring“ und „Opernring“ heißen sollte. Einige dieser frühen privaten Bauten wurden bereits wenige Jahre später ob ihrer „*würde- und styllosen Façaden*“ kritisiert,⁹ obwohl sie von namhaften Architekten geplant worden waren. Der Architekt Edgar Kováts empfahl gar das fünfstöckige Zinshaus des Baron Königswarter am Kärntner Ring 2, das 1860 vom Architektenduo Johann Romano und August Schwendenwein errichtet worden war, „*seines Aussehens wegen*“ gute zwanzig Jahre

nach seiner Entstehung „zur baldigen Demolierung“. ¹⁰ Der Wunsch sollte erst sechs Jahrzehnte später, in den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs, in Erfüllung gehen.

Immerhin finanzierten diese frühen Parzellenankäufe durch private Investoren und Bauherren das Weitere. Mit dem Geld konnte die öffentliche Hand, das „Ärar“, die zukünftigen kommunalen und kaiserlichen Prachtbauten planen und bauen. Seit 1861 wurde an der Errichtung der Hofoper gearbeitet, deren Bauplatz sich an einer Stelle des ehemaligen Stadtgrabens und der früheren Bastei vor und neben den beiden ehemaligen Kärntnertoren befand. Doch noch bis zum Mai 1869 sollte es dauern, bis die Wiener Bevölkerung – eher widerwillig – die alte Hofoper am Michaelerplatz verlassen musste, um ihre musikdramatischen Unterhaltungen fortan an der Ringstraße zu genießen. „Das erste Haus am Ring“ wurde und wird die Oper bis heute genannt, doch schon lange bevor der Rohbau fertiggestellt war, standen um sie bereits neue Wohnhäuser und trockneten vor sich hin, auf dass möglichst bald Mieteinnahmen fließen konnten. Häuser, die an theoretischen Straßen inmitten einer utopischen Gegend standen, die von der Bevölkerung nur zögerlich angenommen wurde.

War sie nun Chance für Gewerbetreibende oder ein unkalkulierbares Risiko, diese Zwischenzone, die weder der alten feudalen Innenstadt noch der bürgerlichen Vorstadt zuzurechnen war? Lief man hier Gefahr, in einem Niemandsland zu verkommen? Welche Geschäftsleute würden den Mut haben, sich hier anzusiedeln? Alteingesessene warteten wohl lieber ab, und jahrelang noch würden die bereits bebauten Teile der Ringstraße als eine allzu ruhige Parallelwelt erscheinen. Doch das Blatt wendete sich, und dies schon lange vor dem Jahr 1881, als *Die Presse* vom „geräuschvollen Verkehrsgürtel der Ringstraße“ schrieb. ¹¹

Und nicht nur außerhalb, auch innerhalb der Linie der alten Stadtmauern waren massive bauliche Veränderungen geplant. In den 1860er Jahren wurden Stephansplatz und Graben von einengenden Gebäuden befreit, erweitert und mit modernen Häusern bebaut. Das berühmte Elefantenhaus mit seinem Kaffeehaus, das Lommersche Haus Ecke Spiegelgasse und viele andere mussten weichen, ganze Straßenzüge – die Grabengasse und die Schlossergasse –

verschwanden. In den folgenden Jahrzehnten würde die alte Kärntner Straße in ihrer Breite von neun auf sieben Meter erweitert und damit nahezu verdoppelt werden,¹² wofür beginnend mit dem Jahr 1873 fast die gesamte westliche Seite abgerissen und neu gebaut werden musste. Das Ergebnis war eine moderne Geschäftsstraße mit dem nötigen Platz für den prosperierenden Kommerz.

Auch der daran anschließende riesenhafte Wohnkomplex des Bürgerspital-Stiftungshauses, zwischen Kärntner Straße, Neuem Markt, Augustinerstraße und heutigem Lobkowitzplatz gelegen, sollte Mitte der 1870er Jahre geschleift und zu einem schicken neuen Wohn- und Geschäftsviertel umgestaltet werden. Als Spital oder Asyl für Alte, Kranke und Waisen diente es schon seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr; inzwischen wurde die Anlage als Zinshauskomplex genutzt, dessen Mieteinnahmen aber dem Bürgerspitalfonds und damit der Bedürftigenversorgung Wiens zugutekamen. Ein langgezogenes Fünfeck mit ungeraden Mauern, schiefen Winkeln, kein Hof dem anderen gleichend, so stellt es sich auf dem Plan dar. Ohne interne Straßengliederung, den modernen Warenverkehr hemmend, lag es mit nur sechs Eingängen wie ein großes Ungetüm im südlichen Alt-Wien, eine Stadt in der Stadt. Zehn Höfe, 20 Stiegen, 220 Wohnungen, Geschäftslokale, viertausend Fenster, dreitausend Türen. Darin auch das berühmte Kaffeehaus „Corra“, ein „Treffpunkt von Schauspielern und Schriftstellern“.¹³ All dies sollte in absehbarer Zeit den modernen Entwicklungen weichen.

Noch lag diese Innenstadtauffrischung in der Zukunft, als die ersten Gebäude an der Ringstraße errichtet und die Straßenzüge ihres Umfelds kreierte wurden. Auch die Operngasse war eine solche neu geschaffene Straße, sie führte nahe der äußeren Kärntner Straße vom Bürgerspital-Stiftungshaus stadtauswärts über den Wienfluss bis zu einem weiteren Wohnhauskomplex von enormem Ausmaß: Das in der Vorstadt Wieden gelegene Freihaus der Grafen Starhemberg war ein „*labyrinthischer Riesenbau aus alten Zeiten*“¹⁴ und seit dem 18. Jahrhundert als das größte Zinshaus Wiens bekannt. Sein Abbruch stand ebenfalls zur Debatte, sollte aber erst viele Jahrzehnte später erfolgen.

Äußere Kärntner Straße und Operngasse – die beiden neu geschaffenen Straßenzüge liefen parallel stadtauswärts in Richtung Süden und Wienfluss. Nachdem sie am Beginn die Baugrube der Hofoper links und rechts passiert hatten, kreuzten sie die südliche Trasse der Ringstraße, an dieser Stelle „Opernring“ benannt. Hier, auf halbem Weg zwischen dem Bürgerspital in der Inneren Stadt und dem Freihaus in der Vorstadt, etwa an der Stelle, wo sich im Mittelalter der Friedhof des Bürgerspitals befunden hatte,¹⁵ und genau gegenüber der Baugrube des noch nicht realisierten Opernhauses, erhob sich der 1861 begonnene Rohbau eines Gebäudes. Mit seiner Länge von 50 Wiener Klaftern und Tiefe von 25 Wiener Klaftern war es nicht ganz so groß wie das Bürgerspital oder das Freihaus, dennoch von enormen Ausmaßen.¹⁶ Nicht wie jene alten Zinshäuser windschief und verwinkelt, sondern symmetrisch und einheitlich gestaltet, sollte dieses alleinstehende Gebäude mit seiner Fassade, seiner Dekoration und Farbgebung und seiner Raumeinteilung zu einem Vorbild für eine kaum messbare Zahl von weiteren Häusern in ganz Wien und anderen Städten der Donaumonarchie werden. Ein Kasten, ein protziger. Und doch ein schönes Gebäude, wie die heute Über-Neunzigjährigen in großer Einmut sagen, die das Haus, geschwärzt von Kohlenruß-Schichten und Kriegsstaub, noch selbst gesehen haben. Ein wunderschöner Riesenkasten. Das schönste Zinshaus von Wien.¹⁷ Sein Architekt: Theophil Hansen. Der Bauherr: Heinrich Drasche.

2. „Monstrehaus“ und Märchenschloss

Vitruvius · Bramante · Iktinos · Hansen

(Inschriften auf den vier Blendarkaden des Hauses Pergerstraße 4 in Baden bei Wien)¹

Rund 200 Millionen Ziegel und mehr erforderten die Bauprojekte der Stadterweiterung allein im Jahr 1862, wovon der Industrielle Heinrich Drasche mit der Produktion seiner Ziegelgruben am Wienerberg den bei Weitem größten Teil lieferte.² Die dafür benötigte enorme Menge an Heizenergie kam aus den firmeneigenen Kohlegruben. Die Menschen aber, die in der Ziegelproduktion arbeiteten, kamen zumeist durch Arbeitsmigration aus den Ländern der Monarchie, vor allem aus Böhmen und Mähren und wurden dementsprechend „Ziegelbehm“ („Ziegelböhmern“) genannt. Wie sein Onkel Alois Miesbach, von dem er die Firma übernommen hatte, soll auch Heinrich Drasche ein grundsätzlich wohlmeinender Patron gewesen sein, der in seiner harten Branche harte Arbeit verlangte, aber seinen Arbeitern auch soziale Unterstützung zuteilwerden ließ. Bis heute existieren ehemalige Schulbauten, die auf Geheiß von Miesbach und Drasche für die Kinder der Firmenbeschäftigten errichtet wurden. Dennoch waren die Arbeitsbedingungen belastend und verschlechterten sich drastisch, als die Firma 1869 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und an der Börse notiert wurde.³ Nun noch mehr der Rentabilität verpflichtet, unterließ es die Firmenführung der nunmehrigen Wienerberger Aktiengesellschaft, auf das Wohlergehen der Belegschaft – Männer, Frauen und auch Kinder – zu achten. Einer der inoffiziellen Gründungsmomente der österreichischen Sozialdemokratie ist bekanntlich die Reportage, die der Arzt und sozialdemokratische Politiker Victor Adler 1888 über die katastrophalen Zustände in den Quartieren der Wienerberger „Ziegelbehm“ und ihrer Familien publizierte.

Um 1859/60 jedoch, als die Ringstraße konzipiert wurde, war Drasche noch der Alleininhaber des in jeder Hinsicht florierenden Unternehmens und wollte sich und der staatstragenden Wirtschaftsmacht seiner Firma auf der Ringstraße ein bleibendes Denkmal setzen, das zudem lukrativ sein sollte. Er reservierte sich das Grundstück auf der Außenseite des zukünftigen Opernrings, direkt gegenüber dem Baugrund der geplanten Hofoper. Der Block von sechs Bauparzellen war von vier zukünftigen Straßen begrenzt: Opernring, äußere Kärntner Straße, Elisabethstraße und Operngasse. Ein für sich stehender Solitärbau sollte es werden, der mit seiner Größe die Marktführung und mit seiner Ausstattung die modernen Möglichkeiten seiner Firma zeigen sollte und selbstverständlich ausreichend Platz für viele Mietparteien bieten würde. Für die Ausführung beauftragte Drasche die Baumeister Eduard Frauenfeld (den sogenannten „Erbauer von Neu-Wien“) und Eduard Kaiser. Für die Planung des Baus wählte er den aus Dänemark stammenden aufstrebenden Architekten Theophil Hansen, mit dem Drasche schon in anderen Projekten zusammengearbeitet hatte.

Hansen wurde später von seinen Zeitgenossen als ein freundlicher, umgänglicher und sehr hilfsbereiter Mann beschrieben, der – wenn er nicht gerade vor dem Zeichenbrett oder auf dem Baugerüst stand – sich mit Freunden und Kollegen im Wirtshaus, im Ingenieurs-Verein oder im intellektuellen Geselligkeitsverein „Grüne Insel“ traf, der gerne Billard spielte, dem Wein zusprach, diskutierte, Fröhlichkeit versprühte und viel lachte.⁴ Solche Eigenschaften zeigte er nicht erst als etablierter Oberbaurat, sondern bereits in einer Lebensphase, in der die Verwirklichung seiner Ziele noch vor ihm lag. Als um das Jahr 1853 der junge deutsche Malerei- und Schiffsbau-Student Johannes Ziegler nach Wien reiste, führte ihn sein erster Spaziergang noch am Tag der Ankunft zu Theophil Hansen, der damals in der Marokkanergasse wohnte und an seinem ersten kaiserlichen Staatsauftrag in Österreich, dem Waffenmuseum im neu geschaffenen Arsenal, arbeitete. Ziegler hatte eine Empfehlung von seinem Kopenhagener Lehrer Hans Christian Hansen, dem Bruder Theophils, in der Tasche. *„Wie er schon war und immer geblieben ist“*, erinnerte sich Ziegler Jahrzehnte später, *„empfing Hansen mich freundlich und lebhaft“*. Der Architekt und seine Schwester

Marie, die den Haushalt führte, bewirteten den Studenten auf der Walz mit Kuchen und Wein. Kaum hatte Hansen gehört, dass Ziegler nach Triest weiterziehen wollte, unternahm er auf der Stelle mit ihm einen Ausflug per Stellwagen nach Klosterneuburg, um den jungen Schiffsbauer mit dem Direktor der Donauwerft bekanntzumachen. Dort angekommen wurde der Plan jedoch der nötigen Stärkung wegen zunächst einem längeren Besuch im Gastgarten der Stiftsschenke hintangestellt. *„Hansen ließ nun eine große Schüssel vorzüglichen Schinken kommen und je mehr wir davon verzehrten, desto höher stieg unser Durst, der mit Wein gelöscht ward. Dieser Wein stand wie Gold im Glase und war lieblich zu trinken. Wir konnten nicht genug davon bekommen.“* Für den anschließenden Besuch beim Werft-Hauptmann musste der alkoholisch-illuminierter Student alle Kräfte aufbieten, *„um bei der Vorstellung keinen Schritt zuviel zu machen“*.⁵ Nach einigen Jahren im Dienst der k. k. Kriegsmarine sollte sich Ziegler beruflich der schreibenden Zunft zuwenden. Wien wurde zu seiner Wahlheimat, der er mit großer Liebe anhing. Und Hansen blieb Klosterneuburg gastronomisch treu: Drei Jahrzehnte später, am 14. Juli 1883, einen Tag nach dem eigentlichen offiziellen Festtag, feierte er mit Schülern und engeren Freunden seinen 70. Geburtstag in Klosterneuburg, *„wohin man sich auf bekränztem Dampfschiffe von Wien aus gemeinsam begeben hatte“*.⁶

Ungemütlich wurde Hansen nur, wenn es um seine künstlerischen Überzeugungen ging, und gegenüber Konkurrenten wusste er sich mit Ellenbogentaktik durchzusetzen.⁷ Als Lehrer habe er seinen Akademie-Schülern wenig Entwicklungsmöglichkeiten zu allem zugestanden, was über seinen eigenen Stil und die eigene Baukunst hinausging, so heißt es in einem zeitgenössischen Bericht.⁸ Wenn Hansen von einer gestalterischen Idee überzeugt war, wollte er keine Veränderung oder Kompromisse zulassen. Hansen, der in Kopenhagen studiert hatte und acht Jahre lang mit seinem älteren Bruder Hans Christian Hansen maßgebliche Bauprojekte in Athen verwirklicht hatte, war 1846 von Ludwig Förster, einem der Planungsväter der Ringstraßen-Stadterweiterung, nach Wien und in dessen renommiertes Architekturbüro geholt worden. In Griechenland hatte Hansen die klassische antike und byzantinische Baukunst aufgesogen, auf seinen Reisen die italienische Re-

naissance. Den Klassizismus und Historismus hatte er in Berlin und München kennengelernt. Hansen heiratete Försters Tochter Sophie, die sehr bald nach der Hochzeit an den Folgen einer Fehlgeburt starb, was den jungen Ehemann in Verzweiflung stürzte. Doch auch nach Sophie Hansens Tod spannten die beiden Architekten noch einige Zeit zusammen, bis sie sich anlässlich des gemeinsamen Bauprojekts des Waffenmuseums, eines zentralen Gebäudes des neuen Arsenal-Komplexes, entzweiten. Partnerlos konnte Hansen das Projekt eigenverantwortlich nach seinen Gesichtspunkten fortsetzen – eine große Chance, die er zügig nutzte.

Die Freude verwandelte sich in Ärger, als es nach dessen Errichtung in den Jahren 1850 bis 1857 um die Innengestaltung des Waffenmuseums ging. Hansen setzte sich mit Vehemenz dafür ein, dass sein Freund und Kollege, der Maler Carl Rahl, mit dem Auftrag für die Fresken betraut würde, doch der Kaiser lehnte Rahl und sein künstlerisches Konzept ab, ließ ihn als einziges Zugeständnis lediglich das Stiegenhaus ausmalen und betraute einen anderen mit der Hauptarbeit, der in Hansens Augen jedoch unwürdig war.⁹ Mit diesem Jahre anhaltenden Disput sah Theophil Hansen das ersehnte Ziel, mit einem öffentlichen Bau an der Ringstraße betraut zu werden, in die Ferne gerückt. So stand es, bevor Ziegelfabrikant Heinrich Drasche ihn 1860 mit dem Bau seines Hauses beauftragte.¹⁰

Mit Drasches Auftrag schaffte es Hansen auch ohne kaiserlichen Auftrag auf die Ringstraße. Niemals mehr sollte auf dieser künftigen Prachtstraße Wiens ein langweiliger Bau mit „würde- und stillosen Façaden“ errichtet werden. Im strengen Historismus, jenem „Wiener Stil“ der Neo-Renaissance, den Hansen in Wien maßgeblich prägte, war die Planung jedes Wohnhauses mit dem Anspruch einer künstlerischen Schöpfung verknüpft.¹¹ Ein privates Wohnhaus hatte den Vorteil, dass es ohne den sperrigen Beamtenapparat schneller realisiert werden konnte. „*Sie haben es viel leichter, Sie haben nur einen Auftraggeber, wir aber haben das Ärar!*“, mit diesen Worten hätten die Opern-Architekten Sicardsburg und Van der Nüll, frustriert von den bürokratischen Hemmnissen der öffentlichen Hand, Hansen ihr Leid geklagt.¹² Und so befand sich auf dem Bauplatz der Hofoper noch eine große Baugrube, als gegen-

über bereits die gleichenfeier war.¹³ Mit Drasche hatte Hansen einen idealen Bauherrn, der für den raschen, reibungslosen Ablauf selbst sorgte und auch nichts gegen die Mitwirkung von Carl Rahl und seinen Mitarbeitern hatte. Im Herbst 1861 – die Arbeiten müssen da schon begonnen haben – wurde vertraglich vereinbart, dass das Gebäude in weniger als einem Jahr, bis 1. September des Folgejahres, vollendet sein sollte. Als Architektenhonorar wurden 24.000 Gulden ausgemacht.¹⁴ Tatsächlich stand im Oktober 1862 der Rohkörper da,¹⁵ und spätestens 1863 war auch die Ausgestaltung der Fassade vollendet. Die Baukosten beliefen sich dem Vernehmen nach auf nahezu 2 Millionen Gulden.¹⁶



(1)

Gleichenfeier: Der Rohbau ist eingerüstet, Dachgeschoss und Turmaufbauten sind noch im Entstehen. Foto: Ludwig Angerer.

Hansen realisierte Drasches Wohnpalast zur großen Zufriedenheit der Familie, die noch heute in den Worten von Richard Drasche-Wartinberg, dem Ururenkel von Heinrich Drasche, durchklingt.¹⁷ Der Riesenhaftigkeit des Komplexes kam Hansen mit einer am Renaissance-Stil orientierten Fassadengliederung bei: Über der Sockel-